

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 2 (1922-1923)
Heft: 3

Artikel: Professor Delbrück's Angriff gegen Ludendorff
Autor: Wille
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-154666>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

für den Rückstau über Basel hinaus, ganz abgesehen von den verstümmelten Schleusen, nichts erhalten werden konnte, es sei denn ein vages Versprechen für die Durchführung der Regulierung, welche aber überall da in Wegfall kommt, das heißt für die Schiffahrt außer Betracht fällt, wo die einzelnen Kanalstappen dem Betriebe übergeben werden. Das Allerdringendste aber, die *Zusicherung der Unterhaltung des Stromwasserweges* von Seiten der Uferstaaten wurde nicht vorgesehen. So haben wir denn, vorläufig wenigstens, als die Geschlagenen auf der ganzen Linie, freilich nicht ohne eigene Schuld, nur einen Bundesgenossen, die *Zeit*.

Das Kembser Stauwehr — eine neue Hüninger Festung.

„Die Basler und ihre Regierung haben bisher die besten Gesinnungen geäußert und sich [Frankreich gegenüber] immer sehr gut benommen; daß sie künftig diese ihre Gesinnung und Aufführung nicht ändern, dafür bürgt die Nähe der neuerbauten Festung Hüningen.“

Peter Stappa 1688 an das französische Ministerium.

Professor Delbrück's Angriff gegen Ludendorff.

Von
General Wille.

Der Prof. Hans Delbrück hat kürzlich eine Schrift gegen den General Ludendorff geschrieben, der er den Titel gegeben „Ludendorffs Selbstporträt“. Sie klingt aus in der Behauptung, Tirpitz habe den Weltkrieg verschuldet und Ludendorff sei der Schuldige dafür, daß der Weltkrieg mit dem Zusammenbruch der deutschen Größe und Herrlichkeit geendet, die Bismarck und Moltke geschaffen haben.

Delbrück ist ein so angesehener Forscher und Schriftsteller, daß man das, was er sagt, nicht auffassen darf, wie eine am Viertisch getane Meinungsäußerung oder wie die eines Journalisten, der gleich wie der Zeitungsleser morgen vergessen hat, was er heute geschrieben. Wer anderer Ansicht ist und durch die Beweisführung Delbrück's nicht befehrt ist, darf die in die Öffentlichkeit geworfene schwere Anschuldigung nicht ohne den Versuch der Widerlegung lassen.

Wenn uns ein schwerer Schicksalsschlag trifft, sucht unsere kleinliche Menschenseele nach dem Schuldigen und glaubt so, den Schicksalsschlag leichter zu ertragen. Es gewährt uns Befriedigung, den Schuldigen am Pranger stehen zu sehen und ihn mit Rot und Steinen bewerfen zu können. Solcher Erbärmlichkeit der menschlichen Natur darf derjenige, der durch seine geistige Tätigkeit über der Menge steht, niemals Vor- schub leisten. Er darf es auch dann nicht, wenn ein Schuldiger wirklich

vorhanden ist und weder Schonung noch menschliches Erbarmen verdient. Der überragende Geist tut nichts, wodurch er den niedern Trieben des Menschen dient. Das gilt besonders jetzt gegenüber dem deutschen Volk. Aus seinem Elend und der tiefen Schmach kann es sich nicht durch Arbeit alleine wieder aufrichten, es bedarf auch der Erhaltung der Kraft der Seele, die das Durchhalten während des Weltkrieges ermöglichte.

Die Pflege der Erinnerung an die großen Taten und Leiden des Weltkrieges ist das Einzige, was der Seele die Kraft zum Durchhalten durch die Zeit der Schmach gibt. Solche Erinnerung konzentriert sich immer in einer bis zum Götzendienst sich steigernden Verehrung der Führer, unter denen man die Heldentaten verrichtet hat. Ob Hindenburg, Ludendorff oder Tirpitz die Verehrung gar nicht verdienen, tut nichts zur Sache. In der jetzigen Lage des deutschen Volkes darf kein einsichtiger, sein Vaterland liebender Deutscher ihm seine Gözen vom Altar herunter werfen.

Solche Erwägungen hätten Prof. Delbrück verhindern dürfen, seine Schrift gegen Ludendorff zu schreiben.

Noch etwas anderes hätte ihn verhindern dürfen, sein vernichtendes Urteil über Ludendorff auszusprechen. Der eminente Geschichtsforscher, der den Zusammenhang der Dinge und die historische Wahrheit in Kriegen und Schlachten der Vergangenheit ergründet, weiß viel besser als wir Laien, daß die Zeitgenossen niemals ein richtiges Urteil über die Fähigkeiten, über das Denken und Handeln der Männer abgeben können, in deren Händen das Geschick der Staaten liegt. Das kann nur die Nachwelt.

Auch aus diesem Grunde ist es zu bedauern, daß Herr Delbrück sich zu seiner Schrift gegen Ludendorff hat hinreißen lassen, die, es muß gesagt werden, den Charakter eines Pamphlets trägt.

Es muß gesagt werden, daß General Ludendorff durch seine Bücher, namentlich durch das letzte „Politik und Kriegsführung“ zu der Schrift gegen ihn Veranlassung gegeben hat. Nicht etwa dadurch, daß er Delbrück die Beweismittel für seine Anschuldigungen in die Hand gedrückt hätte — das ist nicht der Fall, obwohl Delbrück das meint —, sondern dadurch, daß er in den zu seiner Rechtfertigung, oder sagen wir euphemistisch zur Belehrung über seine Kriegsführung geschriebenen Büchern gar nicht anders konnte, als Beschuldigungen gegen andere auszusprechen, die gleich wie die Delbrück's über ihn, von sehr subjektivem Standpunkt gefällte Urteile sind. Ludendorff hat durch seine Darlegungen vorbeugen wollen, daß seine Mitbürger von ihm feindlich Gesinnten veranlaßt werden, ein ungerechtes Urteil über ihn zu fällen, und hat dadurch ein solches provoziert. Wenn das Vaterland in schwerem Ringen zusammengebrochen, sollte nach meiner Denkweise der Feldherr sich überhaupt nicht bemühen, sein Denken und Handeln vor der Öffentlichkeit zu rechtfertigen, um ein gerechtes Urteil über sich zu veranlassen; er überläßt es der Nachwelt, das gerechte Urteil über ihn zu sprechen, das die Welt nicht finden kann.

Um die sachliche Berechtigung der Schrift Delbrücks zu beleuchten, sei hier der Satz wörtlich zitiert, der die oben schon erwähnte Schlussbehauptung in scharf geprägter Form enthält:

„Wie zwei große Männer, Bismarck und Moltke, das Deutsche Reich aufgebaut haben, so haben zwei andere, Tirpitz und Ludendorff, es wieder zerstört.“

Der Angriff gegen den Großadmiral von Tirpitz läßt schon den Wert alles dessen, was gegen Ludendorff gesagt worden ist, ermessen. Denn zur einzigen Begründung der Anschuldigung gegen Tirpitz behauptet Delbrück, wie wenn es eine selbstverständliche Sache wäre: Tirpitz habe durch „seine sinnlosen Dreadnought-Bauten und die Verhinderung jedes Flottenabkommens den Argwohn der Engländer bis zur Raserei gesteigert und dadurch den Krieg Deutschland auf den Hals gezogen!“

War der Bau von Dreadnoughts wirklich sinnlos? Ich hatte immer gemeint, hierbei sei England mit dem Beispiel vorangegangen und alle andern Staaten seien, soweit es ihre Finanzen erlaubten, dem Beispiel gefolgt. Daß Deutschland, das im Begriff war, eine Kolonialmacht zu werden und sich dafür eine starke Flotte erschaffen mußte, es auch tat, war nicht bloß nicht sinnlos, sondern selbstverständlich. Die verantwortlichen Behörden hätten sich gegen ihre Pflicht vergangen, wenn sie bei der großen Bedeutung, die die Fachleute der ganzen Welt diesem großen Schiffstyp beimaßen, veranlaßt hätten, den Bau zu unterlassen. Ob er sinnlos, konnte nur der Krieg entscheiden, niemals der Gelehrte an seinem Schreibtisch, und hier hat der Krieg entschieden. Die Großmächte der Entente, die, nachdem Deutschland erledigt, in Argwohn gegeneinander, sofort die Flottenrüstungen steigerten, taten dies vorwiegend durch den Bau immer größerer Dreadnoughts. Wie man gegenüber diesen Tatsachen heute erklären kann, daß es sinnlos war, ist einfach unverständlich. Ebenso unverständlich ist der Glaube des Herrn Delbrück, das Denken und Wollen des Admirals von Tirpitz sei die entscheidende Ursache gewesen, weswegen dem Verlangen Englands, den Bau von Dreadnoughts einzustellen und einen Vertrag einzugehen, nach welchem die deutsche Flotte niemals der englischen ebenbürtig werden durfte, nicht gehorsam nachgekommen ist. Einen solchen Vertrag einzugehen, verbot der gesunde Ehrgeiz jeder selbständigen Nation. Und gerade zu komisch wirkt, wenn ein hochbegabter Geschichtsforscher die Behauptung aufstellt, diese Weigerung habe den Argwohn der Engländer bis zur Raserei gesteigert und Deutschland dadurch den Krieg auf den Hals gezogen.

Der eminente Geschichtsforscher sollte gerade so gut, wie wir Laien wissen, daß die nur auf die Größe und Macht ihres Landes bedachten Staatsmänner Englands kalt sind wie die Hundeschnauze, keine Gefühlsregung beeinflußt sie, sondern ganz allein nur, was dem Vorteil des Landes dient. Wohl haben sie in ihrem Kartenspiel auch Sentimentalitäten, die sie ausspielen, um ihrem Volk und der Welt die Freude zu machen, glauben und behaupten zu können, daß ihre Politik hohe und selbstlose Ziele verfolgt, während sie in Tat und Wahrheit nie andere als materielle Vorteile im Auge hat. Grotesk wirkt die Behauptung, ein

bis zur Raserei gesteigerter Argwohn der englischen Staatsmänner oder des Volkes habe England in den Krieg getrieben. Solcher Entgleisung ist kein englischer Staatsmann fähig. Wohl aber versteht er meisterhaft, diese Gefühlsstimmung im Volke hervorzurufen, wenn zur Erhaltung und Steigerung der Macht seines Landes Krieg mit seinem Nachbar nötig wird. Er versteht es, sich durch die von ihm erzeugte Gemütsverfassung des Volkes zum Kriege zwingen zu lassen, wenn der günstige Moment gekommen ist. Nicht die Wut über die deutsche Ablehnung der englischen Forderung zur Einschränkung des Flottenbaues hat England in den Krieg getrieben, wie Herr Delbrück behauptet, um Admiral von Tirpitz als den Schuldigen am Krieg seinem Volk und der ganzen Welt zu denunzieren, sondern die nüchterne Erkenntnis, daß es für Erhaltung und Wahrung der englischen Weltmacht notwendig sei, den durch das mächtige Anwachsen seines Handels und seiner Industrie immer gefährlicher werdenden, friedlichen Konkurrenten zu erdrosseln. Uebrigens muß man vom englischen Standpunkt aus betrachtet zugestehen, daß England zweckmäßig gehandelt hat, und eingedenk bleiben des englischen Leitsatzes: „Recht oder Unrecht — mein Vaterland“.

Wir haben uns mit dem Vorstehenden der leichten Mühe unterzogen, nachzuweisen, daß in Nichts zusammenfällt, was Delbrück zur Begründung seiner ungeheuerlichen Anschuldigung gegen Tirpitz so kurz ausspricht, wie wenn es sich nur darum handelte, eine allgemeine bekannte Tatsache ins Gedächtnis zurückzurufen.

Es gilt jetzt zu untersuchen, ob mehr berechtigt ist, Ludendorff für den für die Zentralmächte unglücklichen Ausgang des Krieges verantwortlich zu machen und zu behaupten: Ludendorff habe für die hohe Stellung, die er bekleidete und für die er sich selbst als befähigt erachtete, nur das Handwerksmäßige beherrscht. Er habe aber den Krieg falsch geführt und zu einer Zeit, als die Kriegslage noch einen leidlichen Frieden zuließ, ihn verhindert. Hierfür wird eine große Zahl von Beweisstücken dem Leser vorgeführt. Zum Teil sind es Dokumente, deren Richtigkeit schwer anzufechten ist, und deren Inhalt die unheilvolle Beeinflussung der politischen Kriegsführung nachweist, die sich die oberste Heeresleitung anmaßte. Der andere Teil stellt die Behauptung auf, daß Ludendorff den Krieg fehlerhaft geführt habe. Der gelehrte Forscher der Kriegsgeschichte aller Jahrhunderte erachtet sich kompetent, hierfür den Beweis zu erbringen. Er glaubt, sich dabei auf Aussprüche und Darlegungen aus Ludendorffs Schriften stützen zu können.

Was den ersten Teil der Beweisstüde anbetrifft, so stimme ich Delbrück ohne Einschränkung zu, wenn er sagt, daß der Krieg auch dann, wenn die Politik zu ihm als ihrem letzten Mittel gegriffen hat und das Geschick des Vaterlandes von der Kriegsführung abhängt, stets nur Mittel der Politik bleibt. Die durch den Krieg zu erstrebenden Ziele bestimmt die Politik ganz allein. Die Heerführung darf sich nicht anmaßen, mit sprechen zu wollen, oder gar zu verlangen, daß die Politik sich ihr unterwerfe. Das aber scheint leider während der zweiten Hälfte des Weltkrieges in Deutschland der Fall gewesen zu sein. Wenn nun aber dadurch

verursacht worden sein soll, daß der deutsche Friedenswille nicht rechtzeitig und nicht auf die rechte Art hervortrat, so bestreite ich dies.

Nach dem durch nichts zu rechtfertigenden Abbrechen der Schlacht an der Marne und dem Beginn des Grabenkrieges stand bei den so bewundernswert klar schauenden und nüchtern denkenden Staatsmännern Englands fest, daß die Entente siegreich aus dem Krieg hervorgehen werde. Uner schütterliches Durchhalten, bis der Gegner ermattet am Boden liegt, war der klare, sichere Weg zum Siege. Zum Durchhalten überragte ihre Kraft die der Gegner. Kein Friedensangebot Deutschlands, keine Friedensvermittlung konnte England schwankend machen. Wenn Deutschland in Zeiten der Siegeshoffnung viel forderte oder später aus Friedensbedürfnis annehmbare Angebote machte, so diente jeder derartige Versuch Deutschlands nur dazu, den Willen zum Durchhalten im englischen Volke und Heer zu stärken. Ob die Gewalthaber Frankreichs da mitmachen wollten, kam nicht in Frage, denn der Willensstärkere entscheidet immer im Bündnis. Und die Machthaber Frankreichs machten gerne mit, denn das Ende des Krieges ohne Sieg bedeutete für sie das Ende ihrer persönlichen Macht und den Zusammenbruch des Systems, mit dem sie Frankreich beherrschten.

Der Kampf zwischen der Leitung der Politik und der Leitung des Krieges um die Vorherrschaft ist übrigens nicht etwas, das in diesem Kriege zum erstenmal in die Erscheinung trat. Das war von jeher so, wo nicht Leitung von Politik und Krieg in einer Hand vereinigt liegt. Das weiß jeder, der sich auch nur oberflächlich mit dem Studium der Geschichte beschäftigt hat.

Wenn in diesem Kriege die oberste Heeresleitung der Überzeugung war, die Leitung der Politik müsse sich ihr unterwerfen und Ludendorff schließlich zum äußersten Mittel griff, um den Reichskanzler Bethmann-Hollweg aus dem Sattel zu heben und einen an seine Stelle zu setzen, der sich der Suprematie der obersten Heeresleitung unterwarf, so trieben ihn dazu nicht unbegrenzte Herrschafts- und Selbstüberhebung, sondern die felsenfeste Überzeugung, daß dies nicht bloß im Interesse der Kriegsführung, sondern auch politisch geboten sei. Für diese irrige Meinung darf man Ludendorff nicht anklagen. Sie war schon vor Beginn des Krieges in weiten Kreisen des Volkes vorhanden.

Die Tätigkeit Bethmann-Hollwegs als Reichskanzler und als Ministerpräsident Preußens hatte den Erwartungen und Verlangen keiner Partei entsprochen, am wenigsten dem seiner eigenen Partei, die gehofft hatte, nach der gelungenen Sprengung des Fürsten Bülow einen in ihrer Denkweise lebenden Reichskanzler zu bekommen. Auch mit der öffentlichen Meinung des ganzen Volkes hatte Bethmann es gleich zu Anfang des Krieges durch seine bekannte Erklärung über den Einmarsch in Belgien verdorben. Ludendorff gehört durch seinen ganzen Werdegang zu der Partei, die am absprechendsten über Bethmann urteilte. Uns Menschen ist es immer schwer, uns von der Denkweise zu befreien, in der wir aufgewachsen sind. Und gerade von dem, der die Eigenschaften zum Feldherrn hat, darf man nicht verlangen, daß er ihm unsympathisches Denken und Handeln als richtig anerkennt. Ludendorff war vollberechtigt zu dem

irrigen Glauben, die Entfernung Bethmann-Hollwegs sei ein allgemein verdienstliches Werk, sei eine staatserhaltende Notwendigkeit. Die öffentliche Meinung des ganzen Landes war ja auch damit einverstanden.

Die Sprengung Bethmanns war ein Fehler und auch ein schweres Unrecht gegen den Mann, dessen Nachfolger ihm nicht einmal ebenbürtig war. Darin gehe ich mit Delbrück einig und freue mich über dessen Parteinahme für Bethmann. Aber die Führung der Politik nicht in die Hand der Heeresleitung gleiten zu lassen, war doch wohl die Aufgabe der politischen Führer selbst. Deren Versagen verursachte Ludendorffs Einfluß auf die Politik. Lord Cecil hat einem schweizerischen Obersten, dessen Tischnachbar er im englischen Hauptquartier 1917 war, von der Unbesiegbarkeit der deutschen Armee gesprochen und scharfblickend hinzugefügt: „Aber wir verlassen uns auf den deutschen Reichstag.“

Nachdem Delbrück den General Ludendorff als Politiker erledigt hat, unternimmt er die zweite, kühne Aufgabe, darzulegen, wie die große Operation des Krieges hätte angelegt und geleitet werden sollen. Daraus zieht er den Schluß, daß Ludendorff die Fähigung für seine hohe Stellung nicht besitzt und deswegen der Schuldige für den unglücklichen Ausgang des Krieges ist.

General Ludendorff hatte in seinem letzten Buch „Politik und Kriegsführung“ zu wissenschaftlichen Darlegungen über Strategie gegriffen, um dem Leser sein Denken und Handeln als Feldherr verständlich zu machen. Daß er sich dabei auf Lehren und Aussprüche der größten Theoretiker, Clausewitz und Schlieffen, und auf Taten der großen Praktiker Moltke, Napoleon und Friedrich den Großen berief, war selbstverständlich. Auch war es entschuldbar, daß er die dem Laien imponierenden Schlagwörter Vernichtungs- und Ermattungsstrategie, mit denen Prof. Delbrück die Terminologie der Operationslehre bereichert, zur Verständlichmachung seiner Operationen verwendete. Damit begab er sich auf das Gebiet, das der Kathederstratege Prof. Delbrück als seine ureigene Domäne betrachtet und auf der dieser seit Dezenien mit großem Scharfsinn und Forschungslust Lehren und nachahmenswerte Vorbilder aus den Kriegen der Vergangenheit ausgegraben hat.

Auch wenn es Delbrück durch Bekämpfung Ludendorffs auf diesem Gebiet gelungen wäre, im Leser den Glauben hervorzurufen, daß er dem General in der Strategie überlegen sei und ein Recht besitze, den General als für die hohe Stellung nicht gewachsen, als Mann von ungenügenden Kenntnissen und unklaren, unselbständigen Denkens hinzustellen, läge darin doch nicht der Beweis der tatsächlichen Richtigkeit. Die Art der Beweisführung offenbart aber deutlich, daß Delbrück selbst gar nicht imstande ist, ein beachtenswertes Urteil zu fällen. Es fehlt ihm das, was allein befähigt, im Krieg richtig zu handeln und hintendrein über das Handeln richtig zu urteilen: Richtiges Denken vom Wesen des Krieges. Ebenso wenig wie Schärfe des Verstandes und hoher Grad von Wissenschaftlichkeit fehlende Kenntnis des Wesens des Krieges im Führer ersetzen, können sie dies beim Kritiker.

Nur wer das Wesen des Krieges kennt, kann aus den Lehren und

Taten großer Feldherren und überhaupt aus der Kriegsgeschichte lernen. Der andere stützt sich auf dieses Studium, um in ihm die Regeln zum Erringen kriegerischen Erfolges zu finden und macht sich gerade dadurch impotent, so zu handeln, wie es die jeweiligen Umstände erfordern. Für das richtige Handeln im Krieg gibt es keine Rezepte. Aus dem eigenen Ingenium muß es emporwachsen und dabei ist der Charakter das Entscheidende, der Verstand nur sein Diener. Der Charakter ist das Steuer, der Verstand ist das Segel, und wehe dem Schiff, dessen Segel stärker ist als das Steuer.

Wohl soll der Truppenführer durch Studium und Nachdenken sich reiche Kenntnisse zu eigen gemacht haben. Er soll dankbar studiert haben, was überragende Geister über die Ausübung seiner Kunst lehren und wie große Feldherren operiert haben. Er soll dadurch seinen Blick schärfen, den Nebel der Unklarheit halben Wissens nicht entstehen lassen, und sich befähigen, die Faktoren richtig einzuschätzen, mit denen er bei seinem Handeln nach freiem Ermessen rechnen muß. Niemals aber soll dadurch seine kalte Entschlußfreudigkeit, so zu handeln, wie er selbst will, gelähmt werden.

Die Truppenführung ist keine Wissenschaft, die aus den Spekulationen des Verstandes aufgebaut ist, wie die Juristerei. Für Rechtssprechung und Kritik bedarf es nicht verantwortungsfreudiger Willenskraft, sondern Scharfsinn, Gesetzeskunde und Kenntnisse der Präjudiz und der Kommentare aus der Feder von Autoritäten. Die Truppenführung dagegen ist eine freie Kunst, die unter den denkbar schwierigsten Umständen, die immer verschieden sind, und unter der Last der denkbar größten Verantwortung ausgeübt werden muß. Deswegen ist nie versagende Willensenergie das oberste Erfordernis. Nichts kann diese ersetzen. Diese Vinsenwahrheit ergibt sich aus der Kenntnis des Wesens des Krieges. Das Wesen des Krieges liegt in ihr.

Diese unanfechtbare Wahrheit kommt in langen Friedensperioden und schon gleich, wenn man nach einem Krieg in den Friedenszustand zurückkehrt, in Vergessenheit. Denn der Friedensdienst gewährt nur sehr dürfstig und eigentlich nur bei der Truppe selbst und im subalternen Offizierskorps die Möglichkeit, Manneswesen zu entwickeln und dessen Fortbestehen zu überwachen. Bei der Weiterbildung der höheren Führer tritt das Geistige immer mehr in den Vordergrund. Die der Weiterbildung und Prüfung der Führer dienenden Manöver verlangen allzu wissenschaftliche Beurteilung der Lage und auf der Schulbank gelerntes korrektes Handeln. Gegen den, der in Friedensübungen die Fesseln der Lehrbücher und Anleitungen durchbricht, weil die Lage nach eigenem Denken ein anderes Handeln erfordern, ist das triviale Schlagwort geprägt: „Mut ist im Manöver kein Verdienst.“

Bei den zahlreichen deutschen Manövern, denen ich in den Dezenien vor dem Weltkrieg bewohnte, glaubte ich beobachtet zu haben, daß man großes Gewicht darauf legte, ob der Führer die im Verlauf des Manövers entstandene Situation immer richtig erkannte, insbesondere ob es ratsam sei, „abzubauen“, also die Durchführung der Absicht, mit der man in den

Kampf getreten war, einstweilen aufzugeben, um sie erst wieder aufzunehmen, wenn durch Hinzutreten neuer Kräfte oder durch „Umgruppierung“ größere Chancen des Erfolges geschaffen sind. Solche Erwägungen machen wohl dem Verstand alle Ehre, Tatkraft aber wird durch sie nicht gefördert. Wohl muß man vor dem Handeln alles mit kühlem Verstand abwägen. Aber ebenso wenig wie leichtfertige Illusionen und Stuhmgier das Handeln veranlassen sollen, dürfen ängstliches Abwägen der Chancen, die Schwere der Durchführung und die Wahrscheinlichkeit der Unmöglichkeit den Entschluß zum Handeln verhindern. Ob der Entschluß gefaßt wird, bestimmt allein die erhaltene Aufgabe oder die eigene Erkenntnis des Bedürfnisses der Situation. Und wenn die im Verlauf der Aktion zutage tretenden Hindernisse noch so groß sind und unüberwindlich erscheinen, darf dies niemals zum Aufgeben des Entschlusses, zum weisen „Abbauen“ veranlassen. Nur unwiderstehlicher Zwang des Gegners berechtigt zum momentanen Stillstehen oder zum Zurückgehen und nur so weit, wie man muß. Diese Tatkraft war das Wesen der Führer und der Truppe in den Kriegen von 1866 und 1870.

Im großen Weltkrieg war die Tatkraft bei der deutschen Truppe und der unteren Führung in gleicher Kraft wie früher vorhanden. In der oberen Führung aber war sie vielfach verwässert durch das Uebermaß der Pflege der Wissenschaftlichkeit und der Bemühungen im Frieden, ihrer Aufgabe gewachsene Führer zu erschaffen. In dem Abbauen bei den Manövern glaubte ich das zu erkennen und hatte es wiederholt ausgesprochen. Ich wage zu behaupten, daß der Weltkrieg mir recht gegeben hat. Ist meine Behauptung berechtigt, so mußte naturgemäß die Ausbildung der Generalstabsoffiziere durch über Gebühr geschätzte Wissenschaftlichkeit nachteilig beeinflußt sein. Diese Behauptung verhindert nicht anzuerkennen, daß der deutsche Generalstab der höchststrebende der ganzen Welt war und daß er im Kriege Großes geleistet hat, mehr als die andern.

Eine die Tatkraft der Führung lähmende Folge des Vordringens der Wissenschaftlichkeit der Kriegsführung ist der irrite Glaube, die untere Führung bis in die höchsten Stellen hinauf müsse in beständiger Verbindung mit dem Vorgesetzten stehen, damit dieser das Heft immer in Händen halte und seine Aktion vor Entgleisung durch den Unverstand des Unterliegenden geschützt ist. Das Verderbliche dieses falschen Glaubens kann nur derjenige erkennen, dem das Wesen des Krieges nicht vor der Seele schwebt. Der leitende Gedanke kann nur zum Sieg führen, wenn er von selbstständig denkenden und handelnden Unterführern ausgeführt wird.

Eine dritte Folge ist der Glaube und die Neigung, erfolgreiche Taten aus den Kriegen der Vergangenheit als Präjudize anzusehen, denen man nur nachleben müßte, um Erfolg zu haben. Das verderbliche dieses Glaubens liegt darin, daß er unfrei macht im Denken und Entschluß. Wohl darf die Erreichung eines Sedan oder Cannae vor der Seele schweben und wenn die Möglichkeit sich bietet, soll diese kraftvoll beim Schöpf gefaßt werden, aber bei der ersten Anlage der Operation darf man nicht auf dieses Ziel hinsteuern. Moltke, der wie keiner zuvor die Kenntnisse des Wesens des Krieges zur Grundlage seines Handelns nahm, hat gesagt:

„Die Strategie ist eine Reihe von Aushülfen. Man darf nicht weiter planen, als man sehen kann.“

Mit dem Vergessen dieser Lehre hängt zusammen, daß der Generalstab auf Uebungsreisen und im Bureau für die verschiedenen Kriegsfälle die Aufmarsch- und Operationspläne studieren und Berechnungen anstellen muß, wieviel Kräfte sie erfordern. Wohl soll man über sie gründlich nachdenken und, was aus diesem Nachdenken hervorgeht, den Aufmarschplänen zugrunde legen, aber weiter darf nicht geplant werden.

Bis und mit dem Rückzug an der Marne sind in der Kriegsführung die Merkmale der in vorstehendem dargelegten Einflüsse der theoretischen Auffassung erkennbar, aber auch in der späteren Kriegsführung treten sie da und dort an den Tag.

Was Schlieffen über Anlage und Betrieb der Operationen in seinen Schriften darlegt, ist das Herrlichste und Beste, was in der Neuzeit geschrieben wurde. Auch der Laie und derjenige, dessen Geistesveranlagung die Dinge kompliziert sehen will, muß erkennen, daß sie in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit das Richtigste sind. Und derjenige, dessen militärisches Denken von jeher vom Wesen des Krieges durchdrungen ist, erkennt freudig und dankbar, wie das, was Schlieffen in klare Worte faßt, dem eigenen Empfinden entspricht. Es gibt ihm die Zuversicht, daß sein gesunder Menschenverstand ihm die richtige Aushilfe aus jeder Lage zeigen wird. Er weiß auch dann im Sinn und Geist Schlieffens zu handeln, wenn er äußerlich anders handelt. Er fühlt in sich die Gewißheit, daß er nur dann anders handeln wird, wenn die Lage es zur Notwendigkeit macht.

Für den Aufmarsch der deutschen Kräfte war die Absicht, nach dem Schlieffenschen Plan zu operieren, zugrunde gelegt. Es wurde auch nach ihr begonnen zu operieren. Aber ohne daß eine zwingende Notwendigkeit vorlag, wurde schon gleich in der Kräfteverteilung beim Aufmarsch dagegen gehandelt. Die Abweichungen vom Plan beruhten auf an sich nicht unrichtigen Erwägungen, aber sie widersprachen dem ersten Erfordernis für Erfolg im Krieg: Dem Bewußtsein, daß der Truppenführer nur dann und erst dann die Durchführung seines gefaßten Beschlusses ändert, wenn eine zwingende Notwendigkeit ihn dazu nötigt. Das Schlimmste war das Abbrechen der Schlacht an der Marne. Nur die Knebelung der Tatkraft durch theoretisches Wissen macht erklärlich, daß der Entschluß zum Rückzug gefaßt und daß die Teilstellung sich ihm fügte. Ob man für ihn die oberste Armeeführung oder den Kommandanten der zweiten Armee oder den Verbindungssoffizier aus dem großen Hauptquartier anklagen darf, ist ganz irrelevant. Das falsche Denken der einen wie der andern Stelle und aller mitbeteiligten Kommandanten beruht nicht auf deren zufälliger und persönlicher Unfähigkeit, sondern ist in der oben gekennzeichneten Friedensarbeit angewöhnt worden.

Mit dem Abbrechen der Schlacht an der Marne war nicht bloß der Schlieffensche Feldzugsplan und der Traum, dem Gegner ein Cannae zu bereiten, endgültig erledigt, sondern auch der Krieg verloren. Als die deutschen Truppen zum größten Erstaunen ihrer Gegner zurückgingen, sich

eingruben und in ihren Gräben monatelang einen Angriff erwartend liegen blieben, war freiwillig der mächtigste Bundesgenosse geopfert, der schon 1866 und 1870 so mächtig zu den Siegen geholfen hat: der Glaube an die eigene Unüberwindlichkeit und die Furcht des Gegners vor der deutschen Überlegenheit. Constantin von Alvensleben hat 1870 in seinem Bericht über Spichern den „Cauchemar prussien“ als den entscheidenden Faktor für seinen Sieg erklärt.

Heute gibt es niemand, der nicht zugesteht, daß das Abbrechen der Schlacht an der Marne keine Notwendigkeit war. Auch wenn man berechtigt gewesen wäre, die Lage der zweiten Armee für so kritisch zu halten, daß nur Aufgeben der Offensive und Zurückgehen sie vor einer Katastrophe bewahren konnte, durfte dies in der Lage, in der Deutschland in den Krieg trat, niemals befohlen werden. Die Schlacht an der Marne hatte sich zur Großschlacht entwickelt, deren Ausgang den Feldzug entschied, der so hoffnungsvoll und mit der Aussicht auf ein Cannae begonnen hatte. Jetzt gab es nur noch das Durchhalten. Und je kritischer die Lage wurde, desto entschiedener wurde dies zum Gebot. Jetzt gab es nur noch Sieg oder Niederlage. In derartiger Lage ist ein Abbrechen der Aktion mit der Absicht, sie zur gelegenen Zeit wieder aufzunehmen, gleichbedeutend wie Niederlage. So denkt und handelt jeder Truppenführer, in welcher Stellung er sich auch befinden mag, dessen Tatkraft und Entschlussfreudigkeit nicht gehemmt sind durch die Gewöhnung, alle Chancen abzuwägen, die zu erkennen er durch den hohen Stand seiner wissenschaftlichen Ausbildung befähigt ist.

Mit dem Rückzug an der Marne und als sich aus diesem der Grabenkrieg vom Meer bis an die Schweizergrenze entwickelt hatte, war unmöglich geworden, auf dem alleine für den Ausgang des Krieges entscheidenden Kriegsschauplatz, den Gegner zur Kriegsmüdigkeit zu zwingen. Die hierauf gerichtete Absicht, mit der Deutschland in den Krieg getreten war, war endgültig erledigt. An ihre Stelle mußte eine andere treten. Es war dies die Kriegsführung Friedrich des Großen, die ihn befähigte, im siebenjährigen Krieg gegen die Koalition der damaligen Großmächte sein kleines Preußen in unvermindertem Besitz herzugehen zu lassen.

Bei Beurteilung der Kriegsführung Hindenburgs und Ludendorffs, die erst im Herbst 1916 an die Spitze der deutschen Heeresleitung traten, kommt es nicht darauf an, ob das gleiche Ende, wie im siebenjährigen Krieg, erreicht worden ist, sondern ganz alleine nur, ob auf ein derartiges Ziel hin richtig operiert worden ist. Wenn ein guter Kriegsausgang nicht erreicht worden ist, so standen ihm eben Schwierigkeiten entgegen, die das größte Feldherrngenie und der größte Heroismus von Armee und Volk nicht überwinden konnten. Friedrich dem Großen kam der Austritt Russlands aus der Koalition zu Hilfe. Der Friedensschluß, den seine zähe Heldengröße und seine bewundernswerte Kunst im Auffinden und Anwenden der richtigen „Aushülfen“ verdiente, war ein glücklicher Zufall.

Der deutschen Kriegsführung ist kein Friedensschluß zu Hilfe gekommen, bevor der schließlich unvermeidlich gewordene Zusammenbruch des heldenhaften Widerstandes Deutschlands herannahnte.

Wenn man unbefangen die deutschen Operationen betrachtet, ist man nicht berechtigt, von Hindenburg und Ludendorff zu behaupten, daß ihnen nicht der richtige Wille zugrunde lag, den Krieg so fortzuführen, daß die Gegner kriegsmüde wurden. Da dies nicht durch bloße Abwehr erreicht werden konnte, haben sie jede Möglichkeit, einen Vorteil zu erringen, benutzt. In der Seele des Feldherrn war immer der Gedanke wach, wenn die Möglichkeit sich dazu bot, wieder in die strategische Offensive überzugehen. Er durfte den Versuch dazu nicht unterlassen.

Es ist daher ein durch nichts zu entschuldigendes Unrecht, hinterdrein den für Anlage und Führung der Operationen verantwortlichen Mann als den für den Zusammenbruch schuldigen an den Pranger zu stellen. Selbst dann dürfte man es nicht, wenn man die höchste Kompetenz zum Urteilen besitzt. Auch die Feldherrngröße eines Friedrich des Großen hätte schließlich ein gleiches Schicksal von Preußen nicht abwenden können, wenn nicht ein glücklicher Zufall rechtzeitig zur Hilfe gekommen wäre.

Kein Verfehlen eines Staatsmannes hat verschuldet, daß sich die Entente bildete mit dem Zweck, dem gewaltigen Unwachsen der deutschen Industriegröße mit bewaffneter Hand ein Ende zu machen. Kein Bismarck hätte das gekonnt. Er hat diese Koalition kommen sehen. Sobald die andern Staaten sich zum Kriege genügend stark fühlten, war der Ausbruch des Krieges unvermeidlich. Er war für die Regierungen dieser Staaten eine Notwendigkeit. Daß der Ausbruch des Weltkrieges jeden Augenblick erfolgen könne, war übrigens die Überzeugung der ganzen Welt.

Wohl hat Deutschland den Weltkrieg verschuldet. Die Schuldigen waren aber nicht seine Staatsmänner durch ihren Unverstand und ihre Sorglosigkeit, sondern das ganze deutsche Volk durch seine Tückigkeit. Die ungeheure Überlegenheit auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens hat die anderen nicht bloß mit Neid, sondern auch mit Sorgen um ihre eigenen Interessen erfüllt. Deutschlands Entwicklung zu kultureller Größe war sein Verhängnis. Gleich wie in der griechischen Tragödie das Fatum schreitet, mußte die deutsche Größe mit unerbittlicher Konsequenz zum Koalitionskrieg führen. Und mit gleicher Unerbittlichkeit mußte dieser mit der Vernichtung Deutschlands schließen, nachdem an der Marne die einzige Möglichkeit versäumt war, der Koalition die militärische Überlegenheit Deutschlands so fühlbar zu machen, daß sie geraten fand, ihre böse Absicht aufzugeben. Das sind Vinsenwahrheiten.

Kein politischer Standpunkt, kein Bewußtsein der eigenen geistigen Überlegenheit darf einen deutschen Mann veranlassen, Männer, die in hoher Stellung stehend für die Rettung ihres Vaterlandes ihr Möglichstes getan haben, als Schuldige für das Verhängnis der Verachtung ihrer Mitbürger zu denunzieren. Das darf auch dann nicht geschehen, wenn Fehler vorliegen würden.

Nicht bloß die diesen Männern schuldige Achtung verbietet es, sondern in noch höherem Maße die Pflicht, in der jetzigen Zeit nichts zu tun, wodurch die Seele des Volkes Schaden leidet.